

Es zwitschert Zeile um Zeile

Was bedeuten E-Journals, Forschungsdaten, akademische soziale Netzwerke, Twitter und Facebook für die wissenschaftliche Informationsinfrastruktur? Auf dem I-Science-Tag in Potsdam wurde Mitte März über die Folgen des digitalen Wandels diskutiert.

Roland Koch

Wissenschaft ohne Internet, ohne digitale Datenbanken oder PDF – das ist heute kaum noch vorstellbar. Forscher tauschen sich weltweit in Sekundenschnelle über aktuelle Themen aus, sie greifen von zu Hause auf komplexe Daten zu oder twittern ihrer community, welche Aufsätze sie gerade lesen. Zum Beginn des 21. Jahrhunderts verändern die neuen Medien die Arbeitswelt der Forscher grundlegend – und damit auch die Welt derjenigen Einrichtungen, die die Informationen dafür bereitstellen, etwa die der Archive und Bibliotheken.

Das gedruckte Buch ist längst nicht mehr das, was in den sogenannten Informationsinfrastruktur-Einrichtungen die meiste Aufmerksamkeit auf sich zieht. Archivare und Bibliothekare stehen heute vor gänzlich anderen Fragen als noch vor wenigen Jahren. Und diese Entwicklung wird sich weiter dramatisch beschleunigen. Vor diesem Hintergrund hatte der Fachbereich Informationswissenschaften der Fachhochschule Potsdam Mitte März zum 6. I-Science-Tag eingeladen. Unter dem Zeichen des digitalen Wandels stand die aktuelle Situation der Einrichtungen zur Diskussion ebenso wie ihre Zukunft. Fragen, die lebhaft und kontrovers diskutiert wurden, moderiert von Prof. Dr. Stephan Büttner, dem Prodekan für Forschung des Fachbereichs und Professor für digitale Medien.

Wie geht man mit einem Shitstorm um?

Immer mehr Menschen nutzen heute ganz selbstverständlich soziale Medien wie Facebook, Youtube, Instagram oder Twitter in ihrem All-

tag. Doch das heißt nicht nur, dass Inhalte konsumiert werden. Es wird auch jede Minute neuer Inhalt erzeugt. Wissenschaftler machen da keine Ausnahme. Sie tweeten, liken oder posten, was das Smartphone hergibt. Mit dieser Feststellung startete am Vormittag Prof. Dr. Isabella Peters in ihren Vortrag. Die Professorin für Web Science von der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften in Kiel (ZBW) zeigte den Horizont an Fragen auf, der sich mit den neuen Medien eröffnet. „Ein Beispiel ist, über Twitter mitzuteilen, was man gerade liest“, sagte Peters. Twitter ist zwar ein großer Kanal, über den der Informationsüberfluss weiter angeheizt wird. Doch die Follower können sich andererseits gezielt aussuchen, worüber sie informiert werden wollen – und so kann damit auch ein zielgerichteter wissenschaftlicher Informationsaustausch möglich sein.

Neben der wissenschaftlichen Kommunikation unter Kollegen gibt es auch neue Wege der Wissenschaftskommunikation, also des Austauschs zwischen dem Wissenschaftler und der Gesellschaft. Damit öffnet sich Wissenschaft größeren Personengruppen, Laien können zunehmend an ihr teilnehmen – und Wissenschaftler müssen mit neuen Herausforderungen klar kommen: Beiträge aus der Zivilgesellschaft etwa können fruchtbar sein, sie können aber auch anstrengend werden. Und wie sollen Forscher mit einem Shitstorm umgehen?

Die meisten Forscher nutzen die neuen Medien nicht, um ihre Karriere zu fördern, meint Peters. Noch gibt es keine Credits für Blogs oder

Tweets. „Noch zählt nicht, wie viele Follower ein Wissenschaftler hat.“ Viele wollten einfach etwas an die Gesellschaft zurückgeben. Doch wird das so bleiben? Heute könne man bereits sehen, dass sich die neuen Medien nicht von den traditionellen abkoppeln. Wenn Wissenschaftler im social web präsent sind, habe das auch auf das Zitationsverhalten in anderen Medien Einfluss. Sichtbarkeit erzeuge Nachfrage.

Und was bedeuten Änderungen wie diese für Bibliotheken und Archive? Sie müssen sich fragen, ob sie überhaupt noch up to date sind für die Ansprüche der Science 2.0. Müssen sie künftig vielleicht Tweets oder Blogs katalogisieren? Welche Werkzeuge muss eine Bibliothek bereitstellen? In welchen Netzwerken sollte sie sich engagieren? Wie bringt man den Information-Overload und die Qualitätssicherung zueinander? Diese und viele weitere Fragen tauchen heute auf, meint Peters. Die Herausforderungen seien da, jetzt müsse man loslegen mit den Lösungen.

Heute geht es um Lizenzen, nicht um Verkauf

Doch derzeit treffen noch Welten aufeinander. „Einst war da so ein Ding mit Deckel und einzelnen Seiten. Ein in sich geschlossenes physisches Objekt“, sagte Prof. em. Dr. Dr. h.c. Elmar Mittler aus Göttingen. Das Buch brachten die Bibliotheken für den Nutzer weitgehend kostenfrei in den Wissenschaftsprozess ein. „Damit war der freie Zugang zur Wissenschaft möglich.“ Durch den Erschöpfungsgrundsatz und die Schrankenregelungen des Urheberrechts sei

die freie Zugänglichkeit in einem flächendeckenden Netz optimiert worden. Bibliotheken waren damit Garanten der freien Information.

Heute gibt es eine andere Entwicklung. Wissenschaftliche Information sei unter den neuen Bedingungen nur limitiert nutzbar, meinte Mittler. Denn bei E-Books und E-Journals geht es für die Bibliotheken rechtlich nicht mehr um den Erwerb, sondern um die Nutzung von Lizenzen. Der Inhaber der Verwertungsrechte erhält damit unter anderem eine überstarke Position gegenüber den Bibliotheken. Sie tun zwar, was sie immer getan haben, sie machen Information weiter für die Wissenschaft zugänglich. Aber unter den neuen Bedingungen kann sie das finanziell schnell überfordern.

Eine Alternative sieht Mittler darin, dass Bibliotheken und Rechenzentren den Wissenschaftlern künftig ein Rundum-Sorglos-Paket anbieten. Darin sollen sie anbieten, dass sie das, woran die Forscher arbeiten, mit Hilfe ihres Systems entwickeln, abspeichern, für eine Publikation vorbereiten und schließlich archivieren. Damit einher könne nur eine radikale Umstellung auf open access gehen. „Die Publikationspolitik der Universitäten und Forschungsinstitute muss konsequent die digitale Publikation fördern und fördern“, sagte Mittler. Lokale Repositorien sollten die digitale Publikationsmöglichkeit unabhängig von finanziellen Einschränkungen garantieren. „Wir brauchen die Umkehr der Finanzströme vom Substitutionsmodell zum golden access.“

Für eine nachhaltige Literatur- und Informationsversorgung dürfe man künftig nicht mehr von den Fördermöglichkeiten der Deutschen Forschungsgemeinschaft ausgehen. „Wir sollten und müssen neue Finanzierungsformen im Bund-Länder-Verband entwickeln“, sagte Mittler. „Ich hoffe, dass dabei eines nicht vergessen wird: Flüchtige Medien brauchen stabile Institutionen.“

In die öffentliche Trägerschaft zurückführen

Dass digitale Publikationen nicht mehr im Besitz der wissenschaftlichen Bibliotheken sind, sondern ihnen nur noch als lizenzierte Materialien zur Verfügung stehen, war auch der Ausgangspunkt für einen emphatisch gehaltenen Vortrag von Prof. Dr. Andreas Degkwitz. Der Direktor der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin legte den Fokus seiner Überlegungen auf die Konsequenzen des digitalen Wandels für das Sammeln in wissenschaftlichen Bibliotheken. Bislang hatte die Bibliothek Verfügungsgewalt über die Materialien, konnte sie dauerhaft aufbewahren. „Dieses Modell besteht bei digitalen Ressourcen nicht mehr im gleichen Umfang“, sagte Degkwitz. Das Lizenzmodell, das für viele Publikationen gelte, verhindere es, dem Sammlungsanspruch zu entsprechen. Doch wenn Bibliotheken sich nicht um Sammlungen auch der aktuellen Fachinformationen kümmern, würden sie aus dem digitalen Kontext herausfallen. „Dann werden sie zu Handlangern der großen Verlage“, meinte Degkwitz. Diese Entwicklung müsse durchbrochen werden.

Gelingen könne dies nur auf einem Weg: Neben den copyright-freien Publikationen, etwa denen aus open-access-Quellen, unterliege die Mehrheit der digitalen Fachinformationen



Zugeschaltet aus Göttingen: Prof. Dr. Otto Rienhoff schilderte per Video die Aufgaben des Rates für Informationsinfrastrukturen.

kommerziellen Lizenzierungen. „Da nützt es der Bibliothek nichts, dass etwa ein E-Journal auf dem Server eines Verlags liegt“, sagt Degkwitz. „Diese Inhalte müssen in die öffentliche Trägerschaft zurückgeführt werden. Wir müssen so mit ihnen umgehen, wie es Wissenschaftler von digitalen Ressourcen erwarten.“

Eine große Schwierigkeit liege dabei in den rechtlichen Rahmenbedingun-



Abschlussdiskussion: Nur die Kreidetafel im Hintergrund erinnerte noch an vor-digitale Zeiten

Prof. Dr. Isabella Peters war auch nach ihrem Vortrag über Science 2.0 eine gefragte Gesprächspartnerin.



gen. Man habe es bei den lizenzierten Ressourcen mit Verwertungsrechten zu tun, von denen müsse man sich meistens zur Bearbeitung oder Archivierung von Materialien freikaufen. „Das ist wenig wissenschaftsfreundlich und deshalb brauchen wir die Einführung einer Wissenschaftsschranke.“ Schließlich müssten diese Materialien langfristig verfügbar sein.

Für die Zwickmühle, in der viele Wissenschaftler stecken, hat Degkwitz durchaus Verständnis. „Wenn man in Nature publizieren kann, wird man einen Artikel wohl eher nicht auf irgendein Repositorium legen, damit ihn jeder kostenlos lesen kann“, sagte er. „Wissenschaftler sind in der Regel ja daran interessiert, dass ihre Ergebnisse eine gewisse Aufmerksamkeit erlangen.“ Aber der Preis, den man für die Renommee-Bildung bezahle, sei eben, dass man die Verwendungs- und die Verfügungsrechte an den Verlag übergebe. „Wir müssen versuchen, diesen Kreislauf zu durchbrechen. Weil er das wissenschaftliche Arbeiten behindert“, sagte Degkwitz.

„Und welche Erfolgchancen sehen Sie dafür?“, lautete eine der Fragen aus dem Publikum an ihn. Degkwitz glaubt daran, dass das jetzige Modell sich nicht durchsetzen lässt, weil man auf Dauer so nicht in der digitalen Welt arbeiten kann. „Wenn Forscher permanent an Lizenzgrenzen stoßen, und sich Kollegen ihre eigenen Artikel selber als PDF zuschi-

cken müssen, weil ihre Einrichtung eine bestimmte Zeitschrift nicht lizenziert hat, dann wird es einfach zu umständlich.“ Und diese Arbeitser schwerung werde immer weiter zunehmen. Deshalb könne man unter diesen Lizenzbedingungen nicht vernünftig miteinander arbeiten.

Parallel müssten Bibliotheken das Potenzial ausschöpfen, das open access biete. „Das ist den Wissenschaftlern zwar schwer zu erklären, aber vielleicht gelingt es, wenn man erklärt, dass dadurch die Arbeitsbedingungen für alle besser werden“, hofft der Bibliotheksdirektor aus Berlin.

Video-Statement vom Rat für Informationsinfrastrukturen

Auf Bund-Länder-Ebene gibt es seit einigen Jahren Aktivitäten, mit denen der digitale Wandel in diesem Bereich begleitet werden soll. Dazu wurde im November 2014 der neue Rat für Informationsinfrastrukturen eingerichtet. Prof. Dr. Otto Rienhoff, der Vorsitzende des Rates und Direktor des Instituts für Medizinische Informatik der Universitätsmedizin Göttingen, schilderte per Video-Zuschaltung, welche Aufgaben für ihn und sein Team nun anstehen. „Infrastrukturen sind historisch gewachsen und stehen jetzt vor einem großen Umstrukturierungsprozess“, sagte er. Der Rat soll eine aktuelle Gesamtübersicht über die bestehende Informationsinfrastruktur erstellen und Empfehlungen dazu abge-

ben, wie sich Schwierigkeiten überwinden lassen.

Bereits 2012 vom Wissenschaftsrat empfohlen ist der Rat im November 2013 von der Gemeinsamen Wissenschaftskonferenz beschlossen worden. Die Finanzierung erfolgt nun für vier Jahre gemeinsam durch Bund und Länder. Die 24 Ratsmitglieder sind Vertreter wissenschaftlicher Fächer, von Einrichtungen wie Archiven, Bibliotheken oder Datenzentren, Bund und Ländern sowie aus der Öffentlichkeit. Sie erhalten Unterstützung durch Experten aus dem In- und Ausland. In der Geschäftsstelle an der Universität Göttingen werden fünf Personen tätig sein. In zwei Jahren wird der Rat einen ersten Bericht vorlegen. Darin soll stehen, wie man die Einrichtungen besser vernetzt, wie man die Mittel besser nutzt. Im Jahr 2018 dann wollen Bund und Länder eine Entscheidung darüber fällen, ob die Arbeit des Rats fortgesetzt werden soll.

Das machte einige Teilnehmer des Potsdamer Symposiums unruhig. Sie hatten die Sorge, dass dieses Ziel nicht ambitioniert genug ist. Denn die Informationsinfrastruktur-Einrichtungen müssten jetzt schnell in die Lage versetzt werden, auf die neuen Herausforderungen zu reagieren. Die Entwicklung der neuen Medien vollziehe sich immer rascher. Man müsse aufpassen, davon nicht überrollt zu werden.

Die Folien zu den Vorträgen sowie weitere Infos zu der Veranstaltung unter: www.fh-potsdam.de/studieren/informationwissenschaft/forschung-und-entwicklung/tagungen/i-science-tag-2015/programm-dokumentation |

Roland Koch
Freier Journalist
Swinemünder Straße 6
10435 Berlin
roland.koch@posteo.de